Emotionen und Illusionen

Ein Streifzug durch die Kulturgeschichte der Chilbi

Sibylle Gerber

Abstract

Die Chilbi gehört mit ihren flimmernden Lichtern, schnellen Bahnen und dem Duft nach süssem Magenbrot in den Kalender fast jedes Dorfes und jeder Stadt in der Schweiz. Über 150 Chilbis finden jährlich alleine im Kanton Luzern statt: von urchigen Älplerchilbis mit Viehschau über Kirchweih-Gottesdienste bis zu grossen Lunaparks mit Überkopf-Bahnen. Doch woher kommt diese weit verbreitete Tradition? Was macht den Reiz dieses Volksfests aus? Und was steckt hinter der Kulisse dieser glitzernden Zuckerwatten-Welt?

Der folgende Essay ordnet die Chilbi kulturhistorisch ein und zeigt, dass dieses Fest viele Geschichten vereint: eine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Berufsgruppe der Schausteller, Aspekte der Technikgeschichte anhand der Entwicklung von technischen Apparaturen an Jahrmärkten aber auch ein Stück Kirchengeschichte, mit Geschichten von Macht und Regeln im Kontext des Kirchweihfests.

Keywords

Populäre Kulturen, lebendige Traditionen, Chilbi, Kirchweihe, Jahrmarkt, Freizeit, Technik, Industrialisierung, Schaustellerei

Die Autorin Sibylle Gerber ist Wissenschaftliche Assistentin im Historischen Museum Luzern und Kuratorin der Ausstellung «Chilbi. Von Zuckerwatte, Karussells und Schaustellern» (20. Mai bis 16. Oktober 2016). Der Essay wurde 2017 publiziert.

Creative Commons Lizenzvertrag

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.

Kirchweihleben, 1924

Ein Augusttag im Jahr 1924: Auf dem Dorfplatz wimmelt es von Menschen, alle schön herausgeputzt, die meisten mit Hut. Im Hintergrund schweben Schiffschaukeln hin und her, eine Schaustellerin verkauft Billets für ihr Karussell, Jugendliche drängen um den Confiserie-Stand mit seiner Magenbrot-Auslage und Mädchen mit langen Zöpfen machen den rauchenden Jungen schöne Augen.

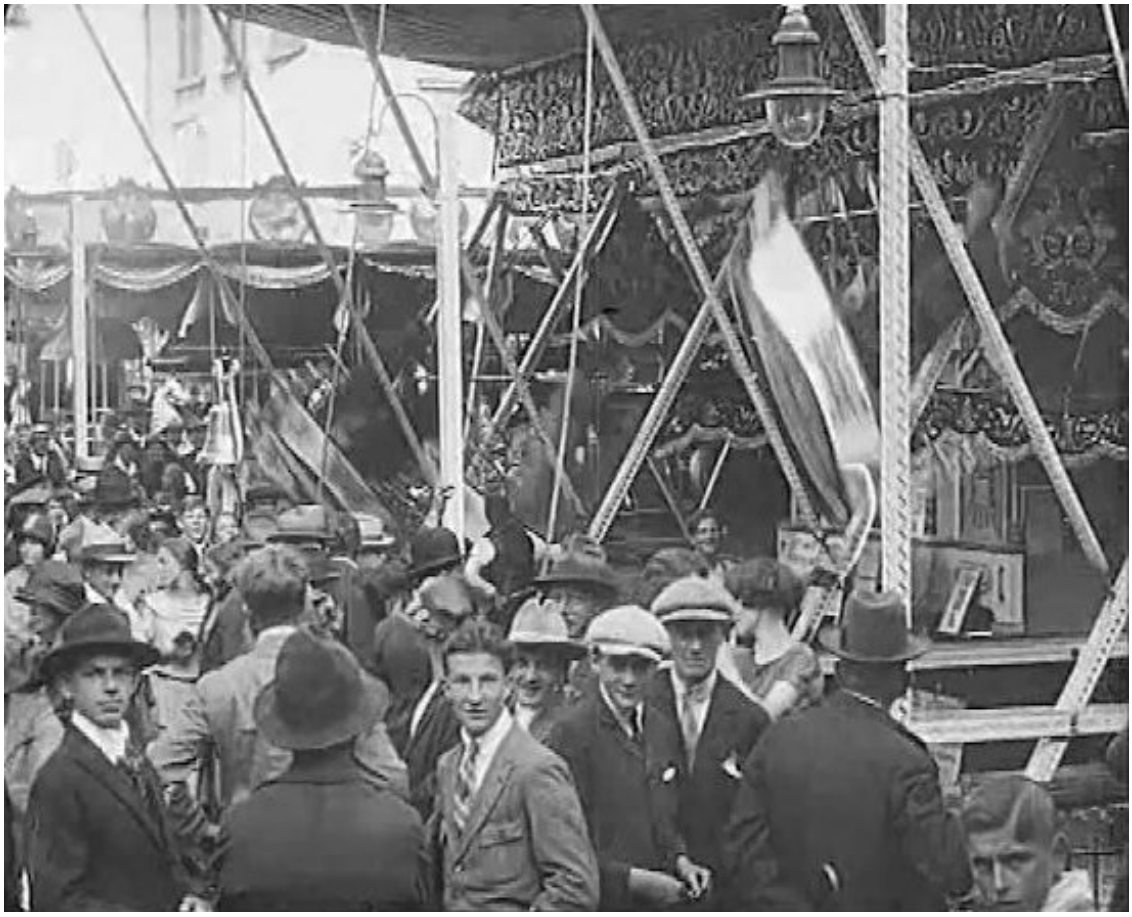

Abb. 1: Filmstill aus dem Stummfilm «Kirchweihleben in Horgen», 1924 (© Marianne Hegi-Strickler, Cinema Leuzinger).

Im Stummfilm «Kirchweihleben in Horgen»[1] aus dem Jahr 1924 porträtiert der Wanderkino-Besitzer Willy Leuzinger einen typischen Chilbi-Tag, wie er wohl in den Zwischenkriegsjahren vielerorts ähnlich stattgefunden hat.

Auf den ersten Blick hat sich seither auf der Chilbi fast alles verändert. Die langsamen Karussells wurden von hydraulisch betriebenen Mega-Bahnen abgelöst, Hut und Spazierstock gehören nicht mehr zum modernen Sonntagskleid. Trotz offensichtlicher Unterschiede ist die Chilbi im Kern und in ihrer Funktion für die Chilbi-Besucherinnen und -Besucher aber die gleiche geblieben. Sie ist ein alljährliches Volksfest und wichtiger Treffpunkt der lokalen Bevölkerung. Auf dem Autoscooter wird diskret geflirtet, am

«Hau den Lukas» Kräfte gemessen und es wird viel und süss gegessen. Inmitten dieser schwindelerregenden und berauschenden Zuckerwatten-Welt arbeiten nach wie vor die Schaustellerinnen und Schausteller; jene Menschen also, die dieses Fest überhaupt ermöglichen, indem sie sich und ihre Bahnen, wie ihre Berufsbezeichnung schon sagt, «zur Schau stellen».

Von der Kirchweihe zur Chilbi

Auch wenn heute nur noch wenig davon spürbar ist: Die Chilbi ist ursprünglich ein kirchliches Fest. Das schweizerdeutsche Wort «Chilbi» oder «Kilbi» (je nach Dialekt) leitet sich von «Kirchweihe» ab.[2] Mit dem Kirchweihfest, welches in der Regel am Feiertag des Kirchenpatrons stattfindet, wird alljährlich der Einweihung der Kirche gedacht. Parallel zur rein kirchlichen Feier entwickelte sich aber schon bald jenes Fest, das meistens mit Chilbi gemeint ist: ein weltliches Volksfest und gesellschaftliches Ereignis, das nur wenig mit Besinnlichkeit und Andacht zu tun hat.

Abb. 2: Die Kirchweihe, um 1835 (Bild: Aquatinta-Radierung von Maehly & Schabelitz).

Weil im Kanton Luzern fast jede Gemeinde an einem anderen Tag Kirchweihe feierte, herrschte an den Sonntagen ein reges «Chilbi-Laufen» und damit – aus Sicht der geistlichen und weltlichen Obrigkeit – Gelegenheit zu Müssiggang und sittenwidrigem Verhalten. Der Chilbi-Tag war nämlich einer der wenigen Tage im Jahr, an denen Tanzen, Trinken und Spielen geduldet wurden. Um dieses Chilbi-Treiben einzudämmen, befahl

der Bischof von Konstanz in einem Mandat von 1778 dem ganzen Kanton Luzern die Beschränkung der Kirchweihe auf ein einziges Datum: auf den zweiten Sonntag im Oktober. Im Mandat steht geschrieben:

> «Drittens befehlen und ordnen Wir, dass zu nothwendiger Tilgung so viel eingeschlichener Misbräuche und sündhaften Gelegenheiten das jährliche Angedenken der Kirchweihe in allen Kirchen des ganzen Cantons an einem und eben demselben Tage, und zwar am zweyten Sonntage im October mit möglichster Feyerlichkeit, Andacht, und Auferbauung abgehalten werde.»[3]

Ganz verbieten konnte der Bischof diese ausufernden Feste offenbar nicht. Man war sich wohl der Wichtigkeit dieses kontrollierten Ausbruchs aus dem Alltag und seiner Ventilfunktion bewusst. Der Bischof mahnte aber immerhin zu «*möglichster* […] Andacht». An der Kilbi «Unter der Egg», der offiziellen Stadtluzerner Chilbi, sowie in einigen anderen Gemeinden des Kantons Luzern, wurde das 1778 angeordnete Chilbi-Datum bis heute beibehalten.

Auch in jenen Gemeinden, die sich bei ihrem Chilbi-Datum schon lange nicht mehr an diesen zweiten Sonntag im Oktober halten, hat sich der Herbst als Zeitpunkt für die Durchführung der Chilbi bewährt. Im Bauernkalender endete mit dem Gallus-Tag am 16. Oktober die Erntezeit. Dadurch hatte das Volk wieder Zeit und vor allem Geld um sich zu amüsieren. Oft vermischten sich im Verlaufe der Zeit auch diverse Herbst- und Erntedankfeste zu einer grossen Chilbi. In Luzern beispielsweise wuchsen der Warenmarkt (die erstmals im Jahr 1374 erwähnte «mes»[4]), die Kirchweihe und der Jahrmarkt zu einem grossen Volksfest zusammen, zur Luzerner Herbstmesse oder kurz «Määs».

Abb. 3: Autoskooter-Messe, Ostermontag 2016, Aarau. Eine etwas andere Ostermesse mit den Chilbi- und Zirkus-Seelsorgern Pfarrer Adrian Bolzern (katholisch) und Pfarrerin Katharina Hoby-Peter (reformiert) (Foto: Alfred Rickli, Obermumpf).

Die Kirche ist und bleibt mit der Chilbi verbunden: Sei es als Veranstalter von Dorf-Chilbis[5], in Form von Gottesdiensten neben den Chilbi-Festivitäten oder in der Person der Schausteller-Pfarrerin oder des Schausteller-Pfarrers. Die von der Reformierten und Katholischen Kirche angestellten Seelsorger sind die offensichtlichste, personifizierte Verbindung der Kirche zu den Chilbis: Sie besuchen die Schaustellerinnen und Schausteller auf den Chilbi-Plätzen. In einem Interview erklärte der katholische Zirkus-, Schausteller- und Markthändler-Seelsorger, Pfarrer Adrian Bolzern, weshalb diese Berufsgruppen einen eigenen Seelsorger brauchen.

> «Weil sie schlicht und einfach zu viel unterwegs sind. Die normalen 'Sesshaften' sind am Wochenende zuhause und können dadurch bei einer Pfarrei dabei sein. Gerade für Schausteller, die vor allem an den Wochenenden, an denen in den Pfarreien am meisten läuft, am Arbeiten sind, kann man auch zu einer komischen Zeit eine Feier machen. Mein Vorgänger, Ernst Heller, hat mir erzählt, er habe eine Trauung am Karfreitag gehabt. Das würde man in einer Pfarrei nie machen. Aber am Karfreitag gilt sowieso ein Spielverbot für die Schausteller, das heisst sie haben an ihrem Hochzeitstag keinen Verlust bei den Einnahmen.»[6]

Nicht alle Schausteller-Ehepaare werden aber im Autoskooter getraut, und auch nicht alle Schausteller-Kinder dort getauft. Die Gottesdienste auf der Chilbi scheinen eher eine Ausnahme zu sein. Die mobile Seelsorge auf den Chilbi-Plätzen durch eine Pfarrerin oder einen Pfarrer, die oder der sich mit den Sorgen und Nöten dieser Berufsgruppe auskennt, wird jedoch häufig in Anspruch genommen.

Sehen und gesehen werden: Flirten an der Chilbi

Die Chilbi ist – egal ob auf dem Land oder in der Stadt – für viele Leute ein Fixdatum im Jahr und vor allem für Junge ein Ort, um zu sehen und gesehen zu werden. Nicht nur die Schausteller stellen sich an der Chilbi wortwörtlich «zur Schau», auch das Publikum inszeniert sich – denn was wäre ein «Hau den Lukas» ohne Zuschauer, denen man sich beweisen kann?

Die Chilbi weist Ähnlichkeiten mit einem Wettkampf-Platz auf, wo es darum geht, wer die oder der Mutigste, Stärkste oder Geschickteste ist. Als Preise winken Ruhm und Ehre, eine Plastik-Rose oder mit Glück sogar die Liebe. Gelegenheiten zum Flirten und sich Näherkommen bieten sich an der Chilbi viele. Durch die Fliehkraft der schnell rotierenden Berg-und-Tal-Bahnen wird man ganz unabsichtlich aneinander gedrückt. Auch die engen Autoskooter-Sitze tun ihr Bestes, um Schüchterne oder frisch Verliebte einander näher zu bringen.

So überrascht es dann auch nicht, dass es zwischen dem traditionellen Chilbi-Tanz und den Autoskooter-Hallen einige Parallelen gibt: Der Autoskooter erinnert mit seinen blinkenden Lichtern und der lauten Musik an eine Disco, auf deren Tanzfläche es darum geht, wer am geschicktesten das Auto steuert und noch wichtiger, wer wen zum Mitfahren, beziehungsweise Tanzen einlädt.

Abb. 4: «Hau den Lukas» von Josef Moser, Luzerner Herbstmesse, 1984 (Foto: Peter A. Meyer, Stadtarchiv Luzern).[7]

Das Aussehen der Autoskooter-Karosserien und der Kraftmessautomaten hat sich über die Zeit hinweg zwar gewandelt, die Funktionen dieser Maschinen für das Publikum sind aber ähnlich geblieben: Auf dem Chilbi-Platz wird geflirtet, Spass gehabt und umeinander geworben.

Abb. 5: Autoskooter-Halle, Luzerner Herbstmesse, 1960 (Foto: Max Albert Wyss, Staatsarchiv Luzern © Stiftung Fotodokumentation Kanton Luzern).

Dicke Berta, Riese und Kettensprenger

Luzern war durch seine verkehrsgünstige Lage zwischen den Alpen und dem Mittelland schon früh ein wichtiger Marktort in der Innerschweiz. In den meisten mittelalterlichen Städten spielte sich das Leben rund um die Marktplätze ab. So wurden an diesem sozialen Treffpunkt nicht nur Waren gehandelt und gekauft, sondern auch Neuigkeiten ausgetauscht.

Die Vorläufer der Schausteller zogen als Gaukler und Spielleute von Markt zu Markt und brachten mit ihren Schaubuden die Welt und damit willkommene Abwechslung und Unterhaltung in die Dörfer und Städte. In einer Zeit, in der es noch keine Zeitungen, geschweige denn das Fernsehen gab, übernahmen die Schausteller die Rolle der populärwissenschaftlichen Nachrichtenüberbringer, aber auch der packenden Unterhalter. Die «Dicke Berta», kräftige Kettensprenger, Tierbändiger und dubiose Hühneraugen-Vertreiber: Sie alle gehörten noch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zu den Hauptattraktionen, als noch Schaubuden statt Bahnen die Chilbi-Plätze dominierten.

Wahrheit und Fiktion lagen bei den geheimnisvollen Attraktionen oft nahe beieinander und mit Superlativen wurde bei deren Anpreisung nicht gespart: Der «kleinste» Mann, die «schwerste» Frau und das «gefährlichste» Tier wurden auf der Chilbi präsentiert,

um die Schaulust des Volkes zu befriedigen. Auch die Schaubuden-Besitzer, die während der Luzerner Herbstmesse in den Zeitungen inserierten, priesen ihre Attraktionen jeweils mit hochtrabenden Worten an, wie das Zeitungsinserat in Abbildung 6 zeigt. Einige Abnormitäten waren durchaus echt, bei anderen, wie bei der «lebenden Schaufensterbüste» oder der «Dame ohne Unterleib», wurde mit Zaubertricks eine Illusion erzeugt.

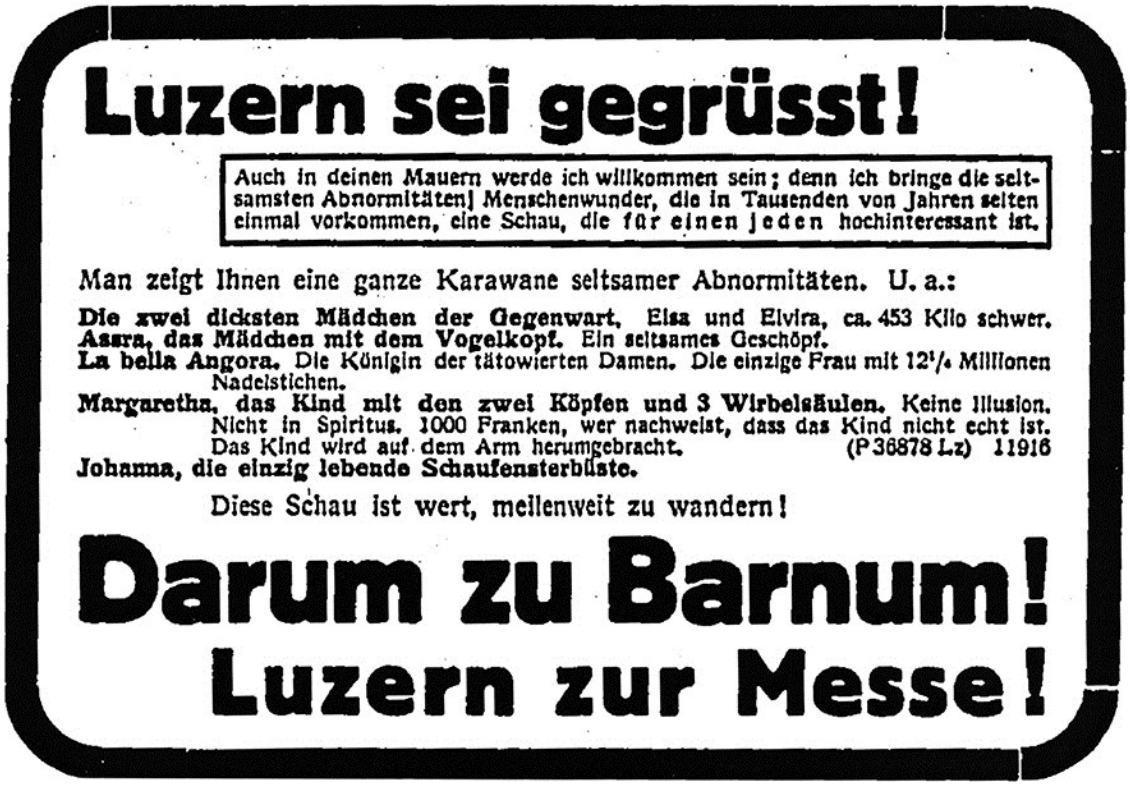

Abb. 6: Zeitungsinserat aus dem Luzerner Tagblatt, 12. Oktober 1935. P.T. Barnum (1810–1891) war ein amerikanischer Zirkuspionier, auf dessen bekannte Kuriositätenkabinette sich der inserierende unbekannte Schausteller hier wohl beruft.

Eine der Chilbi-«Attraktionen», die schweizweit Bekanntheit erlangte, war Paula Gosteli-Sonderegger (1910–1972). Sie trat beim legendären Schaubuden-Besitzer Pius Buser unter dem Künstlernamen «Dicke Berta» auf. Gegen einen Eintrittspreis durfte die stark übergewichtige Frau angeschaut werden. Es gibt sogar Quellen, die behaupten, gegen einen Aufpreis hätte man der «Dicken Berta» ins Fleisch kneifen dürfen.

Zu internationaler Berühmtheit gelangte der 2.58 Meter grosse Julius Koch, besser bekannt als «le Géant Constantin». Kochs Spuren führen in den Kanton Luzern – seine Mutter stammte aus Mauensee. Der an Gigantismus leidende Julius Koch wurde in Varietés und auf Jahrmärkten in ganz Europa als Riese inszeniert und starb 1902 mit nur 29 Jahren. Sein Skelett ist im Naturwissenschaftlichen Museum im belgischen Mons ausgestellt, was immer wieder zu ethischen Diskussionen führt.

Abb. 7 (links): Die «Dicke Berta» Paula Gosteli-Sonderegger, 1950er-Jahre (Foto: Archiv Max Stoop, Langnau am Albis).

Abb. 8 (rechts): Julius Koch, «le Géant Constantin», um 1900 (Foto: Archiv Muséum régional des Sciences naturelles Mons, Belgien).

An der Präsentation von Menschen mit einer Erkrankung, Behinderung oder einem exotischen Aussehen fand man lange nichts Anstössiges. Die Faszination am Fremden und Spektakulären überwog die moralischen oder ethischen Bedenken und brachte den Schaubuden-Besitzern gute Einnahmen. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts waren solche Abnormitätenshows auf den Chilbi-Plätzen unterwegs. Danach wurde diese Art von Attraktionen endgültig abgelöst von den immer zahlreicheren elektrisch betriebenen Karussells und Bahnen. Die Faszination der Chilbi verlagerte sich also von menschlichen Sensationen hin zu technischen Wunderwerken.

Der Beruf der Schaustellerei hat sich parallel zur technischen Entwicklung stark verändert. Die meisten Schaustellerinnen und Schausteller stellen heute nicht mehr sich selber, sondern ihre Fahr-, Belustigungs- und Geschicklichkeitsgeschäfte zur Schau – und wohnen lieber in einem geräumigen Haus statt im mobilen Wohnwagen. Mobil bleiben sie trotzdem: Durch das Auto und verbesserte Strassen sind die Arbeitswege kürzer geworden und ein ständiger Wohnort in der kleinräumigen Schweiz dadurch kein Problem mehr.

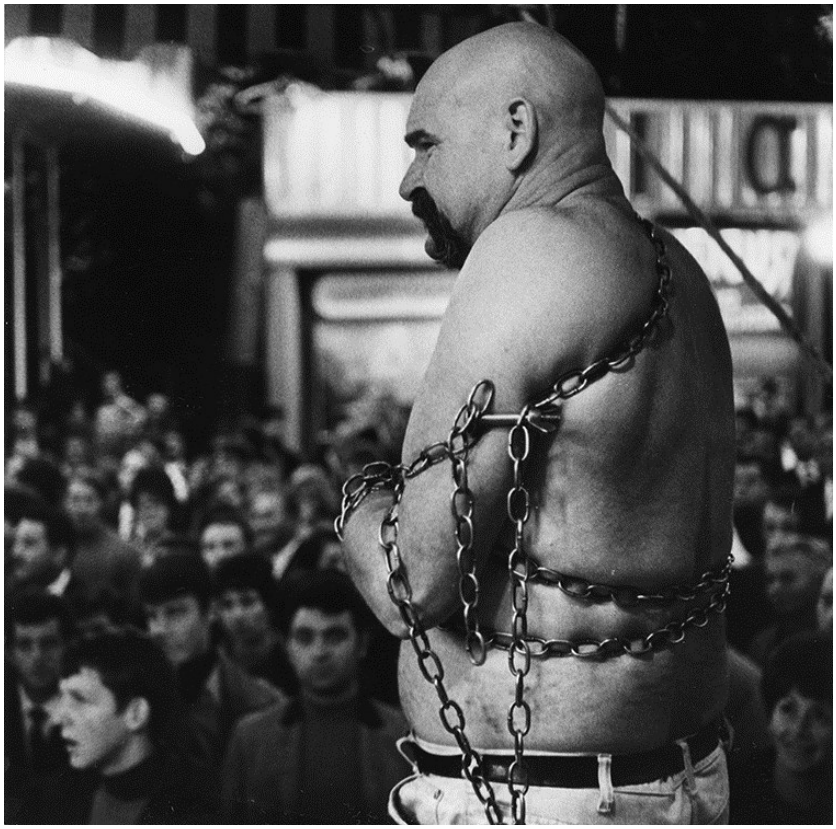

Abb. 9: Kettensprenger Charly de Kiswarth demonstriert an der Luzerner Herbstmesse seine Kraft, 1960 (Foto: Ernesto Scagnet, Stadtarchiv Luzern).[8]

In der Ausstellung «Chilbi» im Historischen Museum Luzern wurden fünf Schausteller-Familien und eine Markthändler-Familie porträtiert. Sie ergänzten die historische Sichtweise um einen aktuellen und persönlichen Einblick in einen Arbeitsalltag, der Vielen wohl unbekannt sein dürfte. Die meisten der Porträtierten üben diesen Beruf bereits seit mehreren Generationen aus. Einige sagen sogar, die Schaustellerei müsse man im Blut haben. Der körperlich anstrengende Alltag und die starke Abhängigkeit von äusseren Faktoren wie dem Wetter, der Wirtschaftslage und den Behörden könne nur mit viel Enthusiasmus und Hilfe der ganzen Familie bewältigt werden. Es gibt aber auch die sogenannten «Privaten», die als Quereinsteiger eine Nische im fast gesättigten Markt zu finden versuchen. Auch sie müssen um zahlende Besuchende und freie Standplätze kämpfen – vielleicht noch eine Spur härter als die bereits etablierten Schaustellerdynastien. Die typische Schaustellerin oder den typischen Schausteller gibt es aber nicht. Die Spannbreite reicht von kleinen Familienbetrieben, die sich mit einem Karussell ihren Lebensunterhalt verdienen, bis zu Grossunternehmern mit mehreren Bahnen, die zu koordinieren eine logistische Meisterleistung darstellt.

Die weit zurückreichende Geschichte der Schaustellerei wurde kulturhistorisch bisher noch wenig erforscht. Vielleicht liegt dies daran, dass die Schausteller auch heute noch wegen ihres reisenden Lebensstils mit einigen Vorurteilen behaftet sind, oder weil ihr

Alltag für die sogenannten Sesshaften einfach schwer greifbar ist: Kaum sind die Schausteller da, sind sie auch schon wieder weg, unterwegs zum nächsten Chilbi-Platz.

Alles dreht sich: Technik und Körper

Die Industrialisierung und die damit einhergehende Technisierung der Gesellschaft machten sich im 19. und 20. Jahrhundert auch auf den Chilbi-Plätzen bemerkbar. Dies lässt sich aus zwei Perspektiven betrachten. Einerseits war das Entstehen von Freizeit, also arbeitsfreier Zeit, Bedingung für den Erfolgskurs der Chilbis um die Jahrhundertwende. Andererseits wurden die Chilbis erst durch die Präsentation von technischen Errungenschaften und Entwicklungen richtig attraktiv.

Mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert veränderte sich die Art der Arbeit. In einer landwirtschaftlich geprägten Gesellschaft hatte die Natur den Tages- und Wochenablauf der Menschen bestimmt. Bei der neu entstehenden Arbeiterschicht gab die Maschine den Takt vor. Fixe Arbeitszeiten und eine davon klar abgrenzbare Freizeit waren die Folge. Dem Bedürfnis der Bevölkerung, etwas Sinnvolles mit der neu gewonnenen Freizeit anzufangen, wurde mit diversen Freizeitangeboten Rechnung getragen.[9] Dazu gehörten auch Feste wie Chilbis, die sich ausserdem durch die aufkommenden Verkehrsmittel einfacher besuchen liessen.

Neuheiten wie die Dampfmaschine oder die Verbreitung von Elektrizität eröffneten ab dem späten 19. Jahrhundert ausserdem ganz neue Möglichkeiten für den Antrieb und die Beleuchtung von Karussells und Co. Die Geschichte der Chilbi ist somit auch ein Stück Technikgeschichte. Denn die neusten technischen Innovationen wurden häufig zuerst auf den Jahrmärkten präsentiert und ausprobiert, bevor sie sich für den täglichen Gebrauch etablieren konnten. Filme beispielsweise wurden anfangs von Wanderkino-Besitzern auf Jahrmärkten präsentiert, bevor fixe Kinos eingerichtet wurden.[10]

Der Inbegriff einer Chilbi-Bahn ist das Karussell. Der Legende nach liegt der Ursprung des Karussells weit zurück, in mittelalterlichen Ritterspielen: Für angehende Ritter wurden zu Übungszwecken Reiterspiele veranstaltet, bei denen mit einer Lanze ein in die Luft gehängter Ring durchstochen werden musste. Später hätten höfische Gesellschaften diese Geschicklichkeitsspiele in Form von Karussells imitiert, das heisst mit Holzpferden auf einer Plattform, die sich im Kreis drehte.[11] Das «Ringlifangen» auf der «Riitschuel» in der Abbildung 10 zitiert diesen möglichen mittelalterlichen Ursprung des Karussells: Wer den goldenen Ring erwischt, gewinnt eine Freifahrt.

Abb. 10: «Ringlifangen» auf dem Karussell, Thun, 1995 (Foto: Priska Ketterer).

Die ersten Karussells wurden noch von Hand oder mit der Zugkraft eines Tieres angetrieben. Erst mit dem Aufkommen von Dampfmaschinen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der Antrieb automatisiert. Der Strom für die Karussells und deren Beleuchtung musste auf den Chilbiplätzen mit einem Generator, z.B. mit einem dampfbetriebenen Lokomobil, selber erzeugt werden.

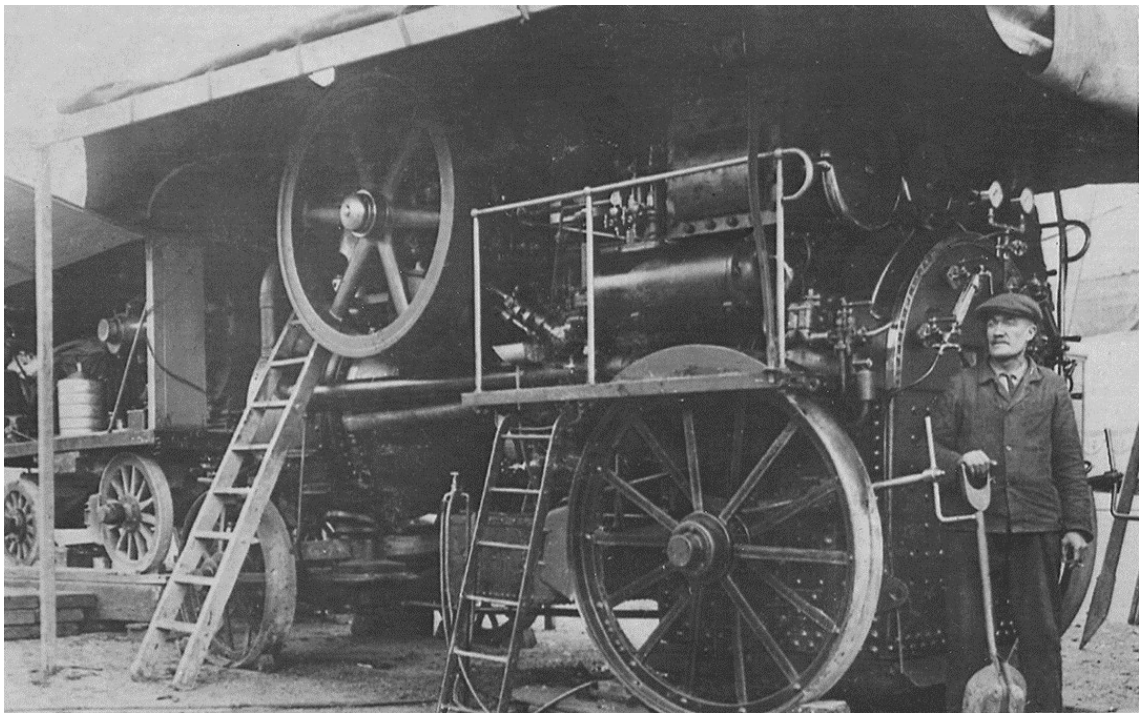

Abb. 11: Lokomobil als dampfbetriebener Stromgenerator der Tunnelbahn, um den 1. Weltkrieg (Foto: Archiv Max Stoop, Langnau am Albis).

Aus der langsam kreisenden Bewegung des dampfbetriebenen Karussells entwickelten sich allmählich rasante Berg-und-Tal-Bahnen und schliesslich die hydraulisch gesteuerten Überkopfbahnen und Meisterwerke der modernen Ingenieurskunst. Heutige Maschinen gehen an das für den menschlichen Körper gerade noch ertragbare Limit. Nach oben sind fast keine Grenzen gesetzt, ganz nach dem Motto: schneller, höher, stärker. Aber wieso will der Mensch überhaupt von einer Maschine durch die Luft gewirbelt werden?

Abb. 12: «Pegasus» der Luzerner Schaustellerfamilie Jolliet, Luzerner Herbstmesse, 2015 (Foto: Priska Ketterer © Historisches Museum Luzern).

Brigitte Jolliet, Schaustellerin und Besitzerin der Überkopfbahn «Pegasus», erklärt sich den Erfolg ihrer Bahn so:

> «Die Leute vergessen alle Sorgen, sie denken vielleicht höchstens: 'Hoffentlich hält dieser Bügel!'. Dann lassen sie sich gehen, vergessen alles Drumherum in ihrem Leben und freuen sich einfach über die Fahrt. Das ist auch das, was mir oft die Kraft gibt, diesen strengen Beruf so gut zu meistern: Diese Freude der Leute.»[12]

Wer selber schon mal eine Fahrt auf einem Freifallturm oder einer Bahn wie dem «Pegasus» erlebt hat, weiss: Die körperliche Erfahrung ist unglaublich intensiv. Alles dreht

sich und man ahnt schnell: Entweder man gibt sich während der nächsten Sekunden der Bewegung hin oder es wird einem elendiglich schlecht. Das ständige Kreisen und Auf und Ab führt zu einem regelrechten Rauschzustand, einem Adrenalin-Kick, der auch bei Extremsportarten oder eben durch ein technisches Hilfsmittel wie eine Chilbi-Bahn erzeugt wird. Dieser künstlich ausgelöste Angstzustand ist jedoch nur darum angenehm, weil die Fahrt eine Art sicheres Risiko darstellt. Man gibt sich dem Risiko hin, muss aber darauf vertrauen können, dass der Bügel im Normalfall hält. Sicherheit ist aus diesem Grund ein wichtiges Thema für die Schausteller. Eine kleinere technischen Panne oder ein Unfall haben schlimme Konsequenzen und der Ruf ist für lange Zeit ruiniert.

Die Kontrollen des TÜV sind streng; beim Aufbau der gefährlichen Bahnen wird jede Schraube geprüft. Jedoch passiert dies alles möglichst ausserhalb des Blickfeldes der Chilbi-Besucher, man will schliesslich keine unnötigen Bedenken schüren. Denn die Besucher sollen sich auf das konzentrieren können, was ihre Rolle auf der Chilbi ist: sich amüsieren, sich berauschen lassen und nochmals wieder kommen.

Perspektiven: Wie lebendig ist das Kulturgut Chilbi noch?

Die Chilbi gehört zum lebendigen Kulturgut der Schweiz. Sie ist deshalb lebendig, weil sie niemals stillsteht, sich immer weiterentwickelt und so vor immer neue Herausforderungen gestellt wird. Und wie jedes Gewerbe ist auch die Chilbi wirtschaftlichen Faktoren unterworfen.

Chilbis finden traditionellerweise auf zentralen Dorfplätzen oder städtischen Brachen statt. Diese Freiräume werden im Zuge der Verdichtung des öffentlichen Raumes jedoch immer knapper: Die Chilbis müssen oft rentableren Bauprojekten weichen und werden an die Dorfränder verdrängt oder ganz abgeschafft. Eine Parallele zum «verdichteten Bauen» zeigt sich auch bei den Chilbi-Bahnen: Für Schausteller ist es wirtschaftlicher, eine schmale, dafür in die Höhe gebaute Bahn zu betreiben, als beispielsweise eine Autoskooter-Halle, die mehr Fläche einnimmt und daher mehr Platzgeld kostet. Auch eine kurze Auf- und Abbauzeit oder möglichst viele Sitzplätze pro Fahrt bringen mehr Geld ein. In diesem Spannungsfeld zwischen Tradition und kommerziellen Interessen wird die Chilbi zum politischen Thema, nämlich dann, wenn es um die Frage geht, wie der öffentliche Raum genutzt werden soll. Was ist wichtiger: der Erhalt eines Kulturgutes oder die wirtschaftliche Nutzung eines Raumes?

Mit solchen Fragen werden sich die Chilbi-Verantwortlichen in Zukunft vermehrt beschäftigen müssen. Auch die Konkurrenz durch die stetig steigende Anzahl an Freizeitangeboten, wie Open-Air-Festivals oder Sportevents, stellt eine Herausforderung dar.

Die Chilbi ist längst nicht mehr das einzige Spektakel, das zu den Leuten in die Dörfer und Städte reist.

Von einem Chilbi-Sterben zu sprechen, scheint aber übertrieben zu sein. Denn dieses Volksfest, so hat dieser Essay versucht aufzuzeigen, lebt von den Erinnerungen an das intensiv Erlebte, an das Gemeinschaftliche, von der Überdosis an Sinneseindrücken und ist vielleicht deshalb in unserer Gesellschaft immer noch stark verankert.

Abb. 13: Josef und Gertrud Zanolla mit dem «Hau den Lukas» an der Schweizerischen Landesausstellung 1939 in Zürich (Foto: Archiv Familie Zanolla, Luzern).

Anmerkungen

[1] 35mm, Nitratfilm (digitalisiert), 2. August 1924 © Marianne Hegi-Strickler, Cinema Leuzinger.
[2] Beitrag der SRF Radiosendung «Mailbox» vom 9.10.2013, «Woher stammt das schweizerdeutsche Wort 'Chilbi'?» http://www.srf.ch/play/radio/mailbox/audio/woher-stammt-das-schweizerdeutsche-wort-chilbi?id=c3bfb338-e9c4-4c05-a124-17fd0677229c (Abgerufen: 27.02.2017).
[3] Mandat des Bischofs von Konstanz, 1778. Staatsarchiv Luzern, StALU AKT 19B/633.
[4] Die «mes» wurde das erste Mal 1374 in einem Verzeichnis über Zinsen und Gebühren für die Benützung von städtischen Einrichtungen erwähnt. Sie war ein Verkaufsraum in der «schaal» auf dem heutigen Weinmarkt. Staatsarchiv Luzern, StALU COD 3655.
[5] Die Mehrzahl von Chilbi wird in diesem Essay einfachheitshalber mit Chilbis bezeichnet. Die korrekte Mehrzahl des Dialektwortes Chilbi wäre, zumindest im Luzerner Dialekt, «Chilbenen».
[6] Interview mit Adrian Bolzern vom 6.11.2015, Interview: Sibylle Gerber.
[7] Stadtarchiv Luzern, Signatur: F2a/MÄRKTE+MESSEN/03.2:01.
[8] Stadtarchiv Luzern, Signatur: F2a/MÄRKTE+MESSEN/03.1:05.
[9] Vgl. Sacha-Roger Szabo: Rausch und Rummel. Attraktionen auf Jahrmärkten und in Vergnügungsparks. Eine soziologische Kulturgeschichte. Bielefeld: transcript Verlag, 2006, S.41–44.
[10] Vgl. Max Stoop: Kunterbunter Rummelplatz im Lauf der Jahrzehnte (mit einem Seitenblick auf Artverwandtes). Stäfa: Th. Gut Verlag, 2005, S. 12–19. / Vgl. Sacha-Roger Szabo: Rausch und Rummel. Attraktionen auf Jahrmärkten und in Vergnügungsparks. Eine soziologische Kulturgeschichte. Bielefeld: transcript Verlag, 2006, S. 121–126. / Vgl. Joseph Garncarz: Jahrmarktkino – Eine europäische Institution. In: Sacha-Roger Szabo (Hg.): Kultur des Vergnügens. Kirmes und Freizeitparks – Schausteller und Fahrgeschäfte. Facetten nicht-alltäglicher Orte. Bielefeld: transcript Verlag, 2009, S. 123–144.
[11] Vgl. Werner K. Blessing: Volksfest. In: Hans-Otto Hügel (Hg.): Handbuch Populäre Kultur: Begriffe, Theorien und Diskussionen. Stuttgart: J.B. Metzler, 2003, S. 498. / Vgl. Uwe Geese: Eintritt frei, Kinder die Hälfte: Kulturgeschichtliches vom Jahrmarkt. Marburg: Jonas Verlag, 1981, S. 88–101.
[12] Interview mit Brigitte Jolliet vom 14.4.2016, Interview: Sibylle Gerber.